

Eine sehr wichtige Frage in der Geschichte Luthers und der Reformation behandelt Carl Hinrichs, Luther und Müntzer, ihre Auseinandersetzung über Obrigkeit und Widerstandsrecht. (Arbeiten zur Kirchengeschichte 29) Walter de Gruyter & Co., Berlin 1952.

Auch auf diese subtile und die Probleme in neuem Verständnis entwickelnde Untersuchung möchten wir noch gründlicher eingehen, betrifft sie doch auch das Problem zwischen Reformation und Täuferturn in der Schweiz.

## LITERATUR

**Carl Hilty und das geistige Erbe der Goethe-Zeit.** Eine Studie zur Geistesgeschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert von Hans Rudolf Hilty. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1953. 352 S.

Zu den Persönlichkeiten, die unter ihrer Popularität gelitten haben, gehört wohl auch Carl Hilty. Im Hinblick auf den großartigen Erfolg, der den bekanntesten seiner Werke – „Glück“, „Für schlaflose Nächte“, „Das Geheimnis der Kraft“ – seiner Zeit beschieden war, erscheint uns Hilty eben als Kind einer Zeit, deren Tendenzen wir heute mit allen Vorbehalten entgegenzutreten pflegen. Dabei übersehen wir leicht, wie sehr gerade Hilty die Mängel seiner Epoche erkannt und wie entschieden er sie bekämpft hat. Das einstige Verständnis und die Zustimmung, die der Schriftsteller in weiten Kreisen erfuhr, erschweren es uns, ihn unter neuen Gesichtspunkten ohne alte Vorurteile zu lesen: Wir glauben bald einmal verstanden zu haben, was er zu sagen hatte, wir glauben, mit einem Terminus wie etwa „christlicher Moralphilosoph“ Hilty wesentlich gekennzeichnet und auch gewürdigt zu haben. Es ist das Verdienst Hans Rudolf Hiltys (eines entfernten Verwandten von Carl Hilty), gegen alte Vorurteile in der Carl-Hilty-Einschätzung einen literarischen Kampf aufgenommen zu haben.

In der kürzlich erschienenen, umfangreichen Studie beleuchtet Hans Rudolf Hilty das Werk und vor allem die Person des bekannten Schriftstellers unter neuen Gesichtspunkten und klärt ihr Verhältnis zur damaligen Epoche der Geistesgeschichte. Neue Aspekte ergeben sich dem Verfasser nicht nur dadurch, daß er eine Fülle handschriftlichen Materials erstmalig verwertete, sondern vor allem auch dadurch, daß er sich die Methode der modernen Literaturhistorie zu eigen gemacht hat, wie sie in Zürich gelehrt wird. Neue Aspekte ergeben sich überdies wie von selbst durch das Unternehmen, Carl Hilty den ihm zukommenden Platz im Zusammenhang der Geistesgeschichte zuzuweisen.

Einläßlich und eindrucklich wird dargelegt, daß es das Phänomen Goethe ist, das diesen geistesgeschichtlichen Zusammenhang wie kein anderes zu kennzeichnen vermag. So wird denn Hilty immer wieder mit Goethe konfrontiert, was aber dank dem unerschöpflichen Reichtum des Vergleichspartners durchaus nicht ermüdend wirkt, auch dort nicht, wo die Notwendigkeit eines Vergleichs nicht zwingend erscheint. – Vor der großen Gefahr solcher Konfrontation hat sich der Verfasser, sehr zum Vorteil des Buches, gehütet. Carl Hilty wird nicht einfach als Epigone behandelt. Der Verfasser weiß um die Besonderheit des schweizerischen Geisteslebens. Er weiß, daß mit der Zeit nach Goethe in der Schweiz, im Unterschied zu Deutschland, „ein neuer Tag“ anbrach.

Hiltys geistige Welt, was er von Goethe erbt, aber auch was er andern Quellen und vor allem auch dem Evangelium verdankt, wird umrissen in Kapiteln, die sich nach Begriffen – Bildung, Gnade, Persönlichkeit, Kunst und so weiter – ordnen.

Die Bezugnahme auf Goethe erweist sich immer wieder als fruchtbar; nur gerade in jenem religiösen Bereiche, von dem der Verfasser auch einen Beitrag zur Wesensbestimmung der Goethe-Zeit, „zur Frage nach ihrer Christlichkeit oder Nicht-Christlichkeit“ erhofft, scheint uns das Ergebnis der Studie nicht überzeugend. Es befremdet uns, wenn über das fromme Abstellen Hiltys auf den Befehl Gottes gesagt wird, seine Ausdrücke wie „Befehl“ und „Ruf“ müsse man „gewiß gleichermaßen ernst nehmen, wie Goethes Redewendungen von der Muse, die ihn beherrscht, vom Genius, der ihn leitet“. – Die Aussage Hiltys: „Sichtbar ist eben Gott in Jesus geworden“, stellt H. R. Hilty – glücklicherweise zwar unter Einschränkungen, aber immer noch reichlich kühn – neben Goethes Verse in „Alexis und Dora“, die besagen, daß für Alexis in Dora ein Leben „wie von den Göttern“ herabstieg.

Besonders gelungen erscheint uns unter anderen das Kapitel „Persönlichkeit“. Sehr subtil wird dort jedes mögliche Mißverständnis ausgeschlossen und gezeigt, daß bei Hilty wie auch bei Goethe nicht von einem Kult der Persönlichkeit die Rede sein kann, der mit einem Sich-selbst-Genießen, mit überspitztem Individualismus oder gar Egoismus zu tun hätte. Als Ideal echter Persönlichkeit findet der Verfasser bei Hilty und Goethe eine menschliche Substanz, die erst durch liebende Hingabe gewonnen wird, er erkennt die Vorstellung von der „Persona“ im Sinne eines „Durchklungen-Seins von einem Höheren“.

Auch die Schilderung von Hiltys Kunstverständnis mündet in die Vorstellung vom Künstler als vom Durchklungenen, der die Menschen über sich selbst erhebt. Die Analyse von Hiltys Begriff des Schönen zeigt übrigens, daß manche seiner Äußerungen zu Unrecht als mangelndes Kunstverständnis ausgelegt worden sind, da sie nicht gegen die Kunst schlechthin, sondern nur gegen die naturalistische Kunst seiner Zeit gerichtet waren. Auch die Ablehnung von Romantikern wie Heine und Lenau erscheint ästhetisch begründet, und zwar auf dem Boden der klassischen Ästhetik im Sinne Goethes, der alles Kränkliche und Frivole zuwider war. Wenn man davon ausgeht, daß Hiltys Kunsturteil sich eben an Goethes Wort „Klassisch ist nur das Gesunde“ gehalten hat, so mag auch seine Verurteilung Tolstojs verstanden werden: „Romane, wie zum Beispiel ‚Anna Karenina‘ von Tolstoj, gehören zu den literarisch besten, gesundheitlich aber gefährlichsten Erzeugnissen der jetzigen Literatur, gerade durch ihre Wahrheit und die Abwesenheit jeder Übertreibung.“

Eine sehr wertvolle Korrektur des landläufigen Hilty-Bildes gibt uns das Kapitel „Freiheit“. Es geht hier um den Vorwurf des Moralismus. Der große Einfluß, den die Stoiker, den Kant mit seinem kategorischen Imperativ auf Hilty hatte, wird zwar voll umfänglich anerkannt. Ergreifend aber ist es, wie das Abrücken von Kant und der Stoa erkennbar wird, so etwa in der folgenden Tagebucheintragung aus dem Jahre 1867: „Moral ist nichts; diese heftige, volle, stets gegenwärtige Liebe zu Gott ist es allein, was uns unsern ganzen Menschen aufrecht halten hilft.“ – Noch 1864 habe Carl Hilty in freier Nachbildung von Kants kategorischem Imperativ geschrieben: „Bist du zweifelhaft über dein Handeln in einem speziellen Falle, so erwäge, welche Regel du für ähnliche Fälle der Menschheit vorschreiben würdest.“ Am Lebensende aber habe es ganz anders geheißt: „Tue unter Zweifelhaftem immer das, was das Liebevollste (nicht das Danksuchendste) ist, und sieh, was dabei herauskommt“.

Gerhard Frick